

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 304.

Freitag, 29. Dezember.

1916.

Der Bojar.

(S. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Mite Kremnig.

(Nachdruck verboten.)

„Ich kenne die Matscherei schon, daß Nicu in sie verliebt war. Mein Gott! Die Frau mag sehr köstlich sein, aber sie ist reizend.“

„Und du, Paula, du wirst auch köstlich!“

Sie blickte ihn überrascht an, er war gereizt und fuhr, aufstehend, fort:

„Gestern kamst du ganz in Frau Veris Weise auf mich zu: „Bin ich nicht schön. Für wen habe ich mich geschmückt?“ Ich glaubte, mir stünde das Herz still, als ich dich so sah. Das ist der Anfang, aber das Ende wäre nicht wie bei Frau Veri, die ohne Herz und Kopf ist, — nein, dein Ende wäre eine Tragödie . . .“

Paula war dunkelrot geworden.

„Du hast recht“, sagte sie nach einer kleinen Pause.

„Du hast recht! Ich habe mich selbst gewundert, wie schnell ich in den frivolen Ton der anderen verfallen bin.“

„Natürlich“, entgegnete er plötzlich ruhig, „damit entwaffnest du mich. Im übrigen habe ich weder ein inneres noch ein äußeres Recht, dir zu predigen . . . Ich war eigentlich gekommen . . . dir zu sagen, daß ich mich im nächsten Monat verheirate . . .“

Paula verfärbte sich.

Sie sahen sich mit einem Mal wie zwei Feinde an.

„Mit wem?“ fragte sie tonlos.

„Mit Sofie Petru“, antwortete er.

Ja, Paula hatte gewußt, daß sie von dem Freund ihrer Jugend geliebt war. Sie hatte nach Frauenart auf diese Liebe gebaut, wenn sie auch nie daran dachte, sie zu erwidern. Das sah nun George. Sah es mit einem Blick in ihre weit geöffneten Augen. Und sie erkannte es auch erst jetzt, — jetzt, da er ihr mitteilte, daß er eine andere heiraten werde . . .

„Du bist ein Ausbund von Falschheit!“ stieß sie heftig hervor. „Mit dem Schein der Aufrichtigkeit gehst du in der Welt umher, und ich Lörin vertraute dir!“

Sie lachte bitter auf.

Nichts hätte ihm süßere Musik sein können. Er fühlte, daß sie ihn liebe, unbewußt, instinktiv, — aber es war Liebel! Er hätte sich ihr zu Füßen werfen wollen und ihr sagen: „Deinetwegen heirate ich eine verhaßte Frau.“ Aber er mußte, mußte schweigen. —

Nicu trat ein. Erstaunt über die Erregung seiner Frau blieb er an der Tür stehen. Paula ging auf ihn zu und sagte mit höhnischer Stimme: „Du kannst dem verschwiegene George zu seiner Verlobung gratulieren! Fräulein Petru ist die Auserwählte. Sie bringt ihm nicht nur ein erwünschtes Vermögen, sondern auch das Abgeordneten-Mandat und reizende Verwandte mit . . . Vor drei Tagen leugnete er noch jede Möglichkeit einer solchen Verbindung!“

„Die Liebe ist unberechenbar“, erwiderte George. „Ich hätte es gestern früh selbst nicht geglaubt.“ Und damit empfahl er sich.

„Paula, wie konntest du so unhöflich sein?“ sagte Nicu zu seiner Frau, als sie allein waren.

„Ich kann Heuchelei nicht vertragen — und dann — empört mich's, daß wir diese Leute in die Familie bekommen!“

„Familie? George ist ja nicht einmal dein rechter Better!“

„Das ist wahr . . . Dennoch!“ — — —

Fürst Demeter ging unterdes auf seinem Hofe auf und ab. Der Stallknecht, Raouls Brief an Sofie in der Hand, wollte an ihm vorbei.

„Was hast du da?“ fragte der Fürst.

„Einen Brief des jungen Herrn.“

„Gib her! Mach', daß du an deine Arbeit kommst!“

Fürst Demeter las und wieherte vor Lachen. „An dem Jungen ist doch mehr, als ich dachte! Er haßt mich, wie ich meinen Vater haßte. Muß also doch einen Tropfen meines Blutes haben. Außerdem, in seinem Alter schon verliebt! Das verspricht etwas! Wer mag ihm in den Kopf gesetzt haben, daß ich heiraten will? O, das Frauenvolk! Ich werde sie alle entlassen und ihm einen Erzieher verschreiben.“

Und so geschah es.

Raoul konnte sich denken, warum. Der Stallknecht hatte ihm gebeichtet. Er war nicht seines Vaters Sohn, denn er schlug den Knecht nicht, sondern sagte stolz:

„Das schadet nichts. Mein Vater wird den Brief dann selbst abgegeben haben.“ Er händigte dem Knecht den versprochenen Botenlohn aus.

VII.

„Ich finde keine andere Rolle für die Veri als die Jeanne, und zu der ist sie auch zu dumm“, bemerkte Zodescu, der das Programm für die Aufführung in der Neujahrnacht zusammenstellte. Bei Fürst Demeter sollte Theater gespielt werden. Von den Herren und Damen der Gesellschaft. Und Zodescu fuhr nach kurzer Überlegung fort: „Die Marquise würde sie wie eine demi mondaine spielen — sie weiß sich ja auch im Leben nicht zu bewegen! In dem Schlusstück ist sie vollends unmöglich, weil sie nicht singen kann.“

„Du bist ja schlimmer daran“, lachte der junge Costica Petru. „Kannst es doch nicht allen recht machen! Stell' ein paar lebende Bilder und laß Cleopatra das Grotchen sein!“

„O, sie möchte am liebsten in einer Männerrolle auftreten, ich finde aber leider kein ausführbares Stück, das ihr Gelegenheit gäbe . . .“

„Nimm ein unaufführbares!“

„Du hast leicht lachen, hast keine Verantwortung! Ich kann dir sagen, daß ich schon ein paar Nächte nicht habe schlafen können!“

„Könnte Zodescu dir nicht rasch ein Stück schreiben, wie vor drei Jahren, als er in den Ferien hier war?“

„Er wird nicht in der Stimmung sein, hat die Wahl und die Seirat im Kopf!“

„Bewahre! Er kommt jeden Tag nur auf fünf Minuten zu meiner Schwester. Sie gähnen sich an, dann fährt er wieder weg. So eine Verlobung ist ja nicht Fisch, nicht Fleisch. Was soll er auch mit dem Mädel reden, wenn Mama immer dabei ist!“

„Du bist zu positiv, mein Junge“, entgegnete der ältere Vodeşcu. „Frauen muß man immer mit Fassion behandeln, sie wollen zu allem anderen in der Welt da sein, nur nicht zu ihrer eigentlichen Bestimmung. Ich bin überzeugt, daß Vodeşcu sich sehr gut darauf versteht, und daß du immer nur unterirdische Erfolge haben wirst.“

„Die Veri ist doch nicht unterirdisch?“ fragte Costica Petru beleidigt.

„Also auch du, mein Sohn Brutus!“ erwiderte Vodeşcu. „Na, dann kannst ja du dich abmühen, ihr eine passende Rolle zu finden!“

„Nein“, sagte Costica lachend, „das Gefühl der nachträglichen Dankbarkeit kenne ich nicht, und wenn wir einen suchen mühten, der hier noch vor der Tür steht, wüßte ich wirklich nicht, wo wir ihn in unserem Kreise finden sollten!“

„Ich bewundere ihren Mann. Bin gewiß nicht prüde, aber so etwas ertrüge ich nicht.“

„Er ohnt ja nichts.“

„So sagte — sie. Eins muß man ihr übrigens lassen: So dumm sie ist, so schlau ist sie auch. Weißt du, wie sie es mit mir gemacht hat? Er fing an, uns zu beargwöhnen. Da ließ sie sich einen Liebesbrief von mir schreiben — so einen Anfangsbrief —, brachte ihn weinend ihrem Manne: „Hu! hu! hu! Denk' dir, das magt man mir zu schreiben!“ Er hatte dann selbstverständlich eine Auseinandersetzung mit mir, ich versprach, nicht mehr in sein Haus zu kommen, bis ich meine unglückliche Leidenschaft verwunden, aber sie kam dann immer zu mir. . . . Als wir uns satt hatten, verkehrte ich natürlich wieder im Hause.“

„Mit mir hat sie sich weniger Mühe gegeben! Jetzt ist Fürst Demeter an der Tagesordnung.“

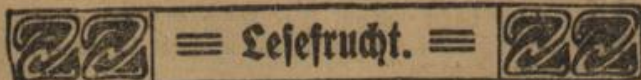
„Das glaube ich nicht.“ Der hat jetzt nur seinen Luftballon im Kopf. Er ist den ganzen Tag draußen in Locaso.“

Das war wirklich so. Fürst Demeter fuhr trotz der kalten Bitterung — es war ein klarer Dezemberfrost — tagaus, tagein nach seinem Park Locaso hinaus. Dort hatte sein Vater vor langen Jahren ein großartiges Schloß zu bauen begonnen, aber lange vor der Vollendung den Plan aufgegeben. Das Fundament, einige Stücke der Mauer und einzelne Säulen waren übrig geblieben, und da die üppige Natur sie mit Grün umschlungen und die verschönernde Zeit ihnen den Anstrich von Ruinen gegeben hatte, trugen sie zu der Kostbarkeit der Besitzung bei. Nur das für die Dienerschaft bestimmte Haus war vollendet; es stand unbewohnt.

Hier beschäftigte sich Fürst Demeter mit der Konstruktion eines Luftballons, der lenkbar sein sollte wie die Schiffe auf dem Meere. Ob der neue Erzieher seines Sohnes ihm diese Idee geahnen, ob er sie diesem mitgeteilt, wußten beide nicht; genug, daß der eine wie der andere überzeugt war, mit andauernden Versuchen würden sie ihre Gedanken erfüllen können.

Fürst Demeter hatte sich kleine Modelle aus Paris kommen lassen und sich selbst welche gebaut und experimentierte nun herum. Er hielt übrigens den deutschen Erzieher, der seine Ansichten immer teilte, für eine Perle, obgleich er weder je einer Stunde Raouls beiwohnte, noch sich sonst um diesen kümmerte.

(Fortsetzung folgt.)



Arbeit macht das Leben süß,
Macht es nie zur Last,
Der nur hat Bekümmernis,
Der die Arbeit haßt.

Wolff. Wilh. Burmann.

Neue Romane und Novellen.

II.

Es ist selten, daß bei zyklischen Kunstwerken, die aus mehreren selbständigen Einzelteilen sich zusammensetzen und in einer über Jahre hinaus ausgedehnten Schaffensarbeit entstanden, Kraft und Feuer der Konzeption bis zum Ende dieselben bleiben; man braucht nicht nur an berühmte Beispiele, Dante oder Milton, zu denken, fast jede Romanfolge zeigt diese Erscheinung. So hat auch Frances K ü l p e mit ihrem letzten Roman „Ring“ (München und Leipzig, Georg Müller), der an zwei andere, „Doppelseele“ und „Kinder der Liebe“ sich anschließt, nicht ganz die Höhe der früheren Dichtungen erreicht. Man muß diese kennen, um dem Schlußband — oder sollte noch ein weiterer sich anschließen? — ganz gerecht zu werden. Leicht könnte die philosophische Ruhe und Abgeschlossenheit der Weltanschauung, die hier vorherrscht, einförmig erscheinen, wüßte man nicht, welche wild aufgewühlte Leidenschaftlichkeit hier in friedvoller Stille ausatmen soll. War die Dichterin schon früher in ihrem ungestümen Trieb nach unmittelbarer Selbstoffenbarung weit entfernt gewesen von jener Objektivität, die Geschöpfe der eigenen Phantasie als fremde Wesen anzuschauen vermag, lag ihr Eigenstes gerade in diesem heißen, stürmischen Mitfühlen, so werden jetzt ihre Gestalten noch mehr zum Sprachrohr ihres eigenen Fühlens, immer wieder reden sie von dem, was die Dichterin ihnen als eigene Weltanschauung mitgibt, von jenem träumerisch liebesflehigen Pantheismus, der von der reinen Höhe eines geläuterten Entschagens herabblinzelt auf das unruhvolle Treiben der anderen. Diese starke bewußte Auserwählung des ethischen Motivs, die stellenweise zu predigtartiger Theorie wird, mag in der Epoche unserer „moralinsfreien“ Kunstanschauung viele Leser befremden, andere aber dafür, und besonders die, denen die Gestalten der Dichterin von früher her vertraut sind, wieder in ihrer echten glühenden Begeisterung anziehen. Wir selbst gestehen, daß wir für diese impulsiven Räume gern die so leicht zu findenden künstlerischen Mängel des Buches, das so stark von dem vornehm-eblen Empfinden einer edlen Frauenseele zeugt, mit in den Kauf nehmen.

Ganz gesunde, kraftvolle Männlichkeit erfüllt dafür Eugen Demolders Roman „Der Weg der Dornen“. (München und Berlin bei Georg Müller.) Ein Rembrandt-Namen heißt das Buch, aber der Meister selbst bleibt im Hintergrund, dem Helden der Geschichte ein bewunderndes Vorbild, und so hat der Dichter sich die Freiheit gewahrt, das Große der künstlerischen Erscheinung festzuhalten, und doch die eigene Erfindung ungehindert durch eine feststehende Überlieferung walten zu lassen. Mit einer außerordentlichen Kraft des Schauens ist diese Geschichte geschrieben, die von Plastik und bildnerischem Leben strömt, die bisweilen nur die dichterische Paraphrase der herrlichsten niederländischen Gemälde zu sein scheint und doch das Nebeneinander überall in bewegte Handlung auflöst; bessere Beispiele zu den Lehren von Lessings Laocöon könnte man nirgends finden. Überall Kerbe, vollstättige Sinnlichkeit, erotische Szenen von Kühnheit, aber nie listiger Offenheit, derbe Genrebilder mit allen Ungeheuerlichkeiten der holländischen Malerei, bis zum Rülpfen und Speien, und doch im Gewagtesten ursprüngliche Poesie. Werkwürdig, daß alles dann in einer garten, schalkhaft liebenswürdigen Wollte ausklingt.

In Oscar A. S. Schmitz kennen wir einen Schriftsteller von ganz verfeinerter moderner Geisteskultur, der doch scharf und unerbittlich die Hohlheit ästhetisierender Halbgebildung in unserer Zeit erkannt hat, der mit der feinsinnigen Receptivität des gebildeten Deutschen sich in die Geisteswelt des Auslands einzuleben versteht, und doch sich ein starkes nationales Selbstgefühl in seiner vergleichenden Völkerpsychologie bewahrt hat. Was er nun als Poet in seiner neuen Sammlung „Herr von Pempster und sein Popanz. Geschichten vom Doppelleben“ (Georg Müller, Verlag in München) bringt, ist so reich und vielseitig im Inhalt, so schillernd in der Farbenbrechung, daß man an virtuose Betätigung eines starken Formen- und Spieltriebs denken könnte, fühlte man in diesen so verschiedenartigen Stücken nicht auch zugleich eine künstlerische Notwendigkeit. Da sind zunächst Geschichten, auf die der Titel eigentlich paßt, Seltsamkeiten, in denen Grausen und Humor sich zu eigen-

artigem Zusammenhang mischen, ein traumhaftes Erlebnis, das Andersens Märchenmotiv aus den „Gefahren des Glücks“ umflicht, dann wieder groteske Phantasien im Stil Paul Scheerbarts, oder Legenden, die eine volkmäßig naive, die andere — jene Abraham-Geschichte, die einst die Rönne Roswitha zu einem ihrer Dramen ausmauerte —, in biblischer Tonart erzählt. Überall also eine große Anpassungsfähigkeit und hochgestiegenes Ausdrucksvermögen, wenn auch vielleicht nicht ein stark betonter künstlerischer Charakter. Alfred Rubin hat dem Buch einige seiner Zeichnungen von bekannter Eigenart beigegeben.

Die Einheitlichkeit, die manche bei Schmitz vermessen werden, finden wir dafür in einem anderen Novellenbuch „Martin Willens wunderliche Erlebnisse“, von Astrid Ehrencron-Ridde, aus dem Dänischen überseht von Hermann Rip (München, bei Georg Müller). Ein alter Mann erzählt uns diese Geschichten, ein Einsamer, dem viel Trauriges und Unheimliches in den Weg gekommen ist; nichts geht hinaus über die Grenzen der Wirklichkeit, aber Rätselhaftes spielt immer mit, die Stimmung bewegt sich zwischen jarter, an Stormsche Novellen gemahnender Melancholie, und leiserem Grauen von Hoffmannscher Sprödigkeit, jedes Stück aber darf als abgerundetes Kunstwerk gewürdigt werden. Man möchte gern mehr von der Dichterin lesen, deren Eigenart durchaus germanisch, uns innig vertraut, entgegenkommt. K. P.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Arbeit als Behandlungsmittel für nervenkranken Soldaten. Theoretische Erkenntnis und praktische Beobachtung haben in allen großen Lazaretten Deutschlands verhältnismäßig schnell die Einführung von Arbeitskursen zur Ergänzung der rein ärztlichen Behandlung gezeitigt. Es ist bekannt, daß z. B. die Kriegsbeschädigten in besonderen Werkstätten von neuem im Gebrauch ihrer körperlichen Fähigkeiten geübt und, wenn nötig, in neuen Berufsarten unterwiesen werden. Für die Behandlung der nervenkranken Soldaten war aber bis vor kurzem die sogenannte Arbeitstherapie noch nicht regelrecht in Anwendung gebracht worden. Daß aber Arbeit den Zustandervenleidender günstig zu beeinflussen vermag, war schon im Frieden in den Heilanstalten bekannt, wo die Patienten systematisch zu regelmäßiger, meist landwirtschaftlicher Arbeit verwendet wurden. Nunmehr wurde, wie der Stabsarzt Privatdozent Dr. Ph. Jolly im neuesten Heft der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ ausführt, in einem Nürnberger Reservelazarett der Versuch gemacht, durch Heranziehung der Patienten zu Arbeitsleistungen die Heilung zu fördern. Für nervenkranken hatte, nach den Mitteilungen Dr. Jollys, zuerst Professor Vollenberg in den Straßburger Nervenzentralen Einrichtungen zur Beschäftigungstherapie getroffen; auch in einer Filiale der Vanner Klinik werden landwirtschaftliche Arbeiten von Nervenkranen ausgeführt. Nunmehr wurde das Nürnberger Reservelazarett besonders für diesen Zweck eingerichtet. Es wurden Werkstätten und Lehrräume geschaffen, so daß folgende Einrichtungen zur Verfügung stehen: eine mit fünf Hobelbänken ausgestattete Werkstätte für Holzbearbeitung, eine Werkstätte für Metallarbeiter, in der zugleich kunstgewerbliche Treibarbeiten ausgeführt werden, ein Saal für Bauhandwerker und schließlich ein kunstgewerblicher Saal für Maler, Lackierer, Bildhauer und ähnliche Berufe. Außerdem unterrichtet ein akademisch gebildeter Kaufmann die Kranken in den verschiedensten kaufmännischen Fächern. In dem in Frage stehenden Lazarett bekunden sich keine ausgesprochenen Geisteskranken, dagegen werden dort verschiedene Formen von Neurosen, Psychopathien und organische Schädigungen des zentralen oder peripherischen Nervensystems behandelt. Der Zweck der neu eingeführten Arbeitsmethode ist ein doppelter. Erstens sollen die Nervenkranen von der Heilung verlangsamenden Gedanken und Betrachtungen abgehalten werden, systematisch erneutes Interesse für das praktische Leben fassen und so — was von besonderer Wichtigkeit ist — wieder ihr altes Selbstvertrauen gewinnen, und zweitens sollen sie dazu erzogen werden, durch Gewöhnung an die Arbeit die frühere Leistungsfähigkeit in ihren Berufen wiederzuerlangen. Zu diesem Zweck wird so verfahren, daß man nach Möglichkeit jedem Kranken eine eigene, von Anfang bis zu Ende möglichst selbst-

ständig durchzuführende Aufgabe stellt. Nach den von Dr. Jolly angestellten Beobachtungen über das Verhalten der Nervenkranen zu dieser Arbeitsbehandlung lehnt nur ein kleiner Teil die Betätigung ab, wobei es sich nach einer Einteilung von Professor Vollenberg um die von Natur Faulen, die aus Rezensucht oder Einsichtslosigkeit Nichtarbeitenden und schließlich auch um Willensschwäche und hypochondrische Überhöhung der Beschwerden handelt. Diese Fälle sind darum möglich, weil unter keinerlei Umständen ein direkter Arbeitszwang auf die Nervenkranen ausgeübt wird. Der überwiegend größere Teil der Nervenkranen, vor allem die Physteriker, nehmen die Arbeitsgelegenheit gerne auf, und die Erfolge sind unseugbar. Schnelle Besserung wurde bei nervösen Erschöpfungszuständen beobachtet, und bei den Arbeitenden wurde das Auftreten hysterischer Krampfanfälle merklich seltener, um in vielen Fällen schließlich ganz auszubleiben. Auch leichte Psychopathie, Verstimmungszustände usw. werden mit Hilfe der Arbeit beseitigt. Daher läßt sich schon jetzt sagen, daß eine systematische Durchführung der Arbeitstherapie viele Nervenkranen, die bisher auf Lebzeiten wenigstens teilweise geschädigt blieben, heilen dürfte.

Raubanfälle in Berlin während des Krieges. Im Rahmen der Straftatbestände, deren Zu- oder Abnahme während des Krieges naturgemäß von hohem Interesse ist, bilden die Raubanfälle in Berlin eine besondere Gruppe. Im allgemeinen ist, wie aus einer an Material reichen Betrachtung des Berliner Kriminalkommissars Metelmann in der „Deutschen Strafrechts-Zeitung“ hervorgeht, festzustellen, daß bei den meisten Kategorien der Berliner Raubanfälle während des Krieges erfreulicherweise ein Rückgang bemerkt werden konnte. Wie in jeder Weltstadt, die nicht nur für die guten, sondern auch für die schlechten Kräfte der Provinz vielfach ein Ziel und Zentrum bildet, war im Frieden auch Berlin nicht gerade arm an Raubanfällen. Darum wurde zur systematischen Bekämpfung dieser Verbrechen im März 1911 bei der Kriminalpolizei eine besondere Dienststelle eingerichtet, der auch das Vorgehen gegen Handtaschendiebstähle und Diebstähle an Schlafenden übertragen wurde. Die Auffindung des Täters ist vielfach dadurch erschwert, daß es sich in der überwiegenden Zahl der Fälle um sog. Gelegenheitsdelikte, also die Taten von der Polizei unbekannten Persönlichkeiten handelt. Im Frieden kamen in Berlin durchschnittlich zwei Raubanfälle wöchentlich zur Kenntnis der Behörde. Seit Kriegseinsatz ist aber, wie bemerkt, diese Zahl ganz wesentlich zurückgegangen. Dies ist sowohl auf die Vermehrung von Arbeitsgelegenheiten wie auf die umfassendere Heranziehung des Publikums zur Ermittlung des Täters durch Auslobung einer Belohnung hervorgerufen. Ein großer Prozentsatz der Raubanfälle wurde im Frieden an Asylbewohnern verübt, und zwar waren die Täter meist auch Asylanten. Der fast gänzliche Rückgang auf diesem Gebiete erklärt sich daraus, daß die Besucherzahl der Asyle von 3000—5500 im Frieden auf 8—10 im Kriege gesunken ist, was zurückzuführen ist auf die Verschärfung der Aufnahmebedingungen einerseits und die Verwendung der Asylanen als Armierungssoldaten andererseits. Ebenso verschwanden zum größten Teil die sog. „polnischen Räuber“, die sich stets nur an zugereiste polnische Arbeiter mit Bauernfängerrückstücken heranmachten. Die Verwertung mannigfacher Kriegserfahrungen läßt es als wahrscheinlich gelten, daß auch in künftiger Friedenszeit die Zahl der Raubanfälle in Berlin wird beschränkt werden können. Hand in Hand hiermit wird aber auch, wie Kriminalkommissar Metelmann betont, eine Verbesserung mancher unvollkommener Gesetze gehen müssen, nach denen z. B. ein Berufsbandtaschendieb geringer bestraft wird als ein Gelegenheitsbandtaschendieb, da der letztere wegen seiner Unerfahrenheit eher zu leichter Gewaltanwendung, wie Stolz usw. verführt wird.

Rumänische Petroleum-Industrie. Mit der Einnahme von Ploesti stehen die Truppen der Verbündeten bekanntlich mitten in den Gebieten der rumänischen Erdöl-Industrie. Ihr Beginn fällt in das Jahr 1857, was u. a. mit dem Bekanntwerden der Photogenlampen im Zusammenhang steht. Im Juli 1856 sah der Bukarester Bürger Mehedihiannu in Offenbach bei Frankfurt a. M. die Photogenlampen, das waren Lampenkonstruktionen, durch die sich eine quastmole und helle Verbrennung erzielen ließ. Er versuchte sie mit heimischen Erdölabschmälgen, die er sich durch Destillation herstellte. Schon im Oktober 1853 übernahm er die Straßenbeleuchtung von Bukarest, was eine erhöhte Erdölnachfrage bedingte. Mehedihiannu erfuhr in der Fabrik von Nobel, die eine besondere Kohle destillierte, die Adressen der Firmen für

Die Herstellung der Destillieapparate und der Lampen. Auf Grund der in Deutschland gewonnenen Erfahrungen wurde im Dezember 1856 in Ploesti die erste Raffinerie erbaut. Am 1. April 1857 wurde Bukarest das erste Mal mit Petroleum in sog. Linslampen aus Hamburg beleuchtet. 1860 und besonders 1862 erbaute man noch einige andere Destillieren; im Jahre 1857 gewann man an mehr als 30 Orten das Erdöl. Die Gewinnung stieg bis 1874, und einzelne größere Unternehmungen organisierten die Ausbeute, so daß der Wert des exportierten Petroleums im Jahre 1867 auf 2 398 128 Franken stieg, während 1866 für 1 635 545 Franken Rohöl ausgeführt wurde. Der Export ging besonders nach Kronstadt, Odessa, Konstantinopel und Marseille. Nach letzterem Platze betrug er 1866 2 712 826 Kilogramm Petroleum, doch war die Ausfuhr nicht organisiert. Der Bergbau arbeitete zu planlos, und die amerikanische Konkurrenz drückte stetig immer stärker. Dadurch wurde die junge rumänische Petroleumindustrie von 1875 bis 1900 schwer geschädigt. Es machte sich auch die galizische und russische Konkurrenz immer mehr fühlbar, so daß der Absatz schließlich fast ganz auf Rumänien beschränkt blieb und nur 2000 Waggons Rohöl bei reduziertem Zoll nach dem nachbarlichen Kronstadt in Siebenbürgen ausgeführt wurden. So, es wurden noch Schmieröle und andere Abkömmlinge des Petrols, insbesondere von Rußland, nach Rumänien eingeführt. Als im Jahre 1895 der Petroleumverbrauch allgemein stieg, wendete sich einheimisches und fremdes Kapital der rumänischen Petroleumindustrie zu. Die Oelfelder wurden eingehend von Geologen und Bergingenieuren studiert, die deren Reichthum feststellen konnten. 1895 wurde durch die Deutsche Bank die Gesellschaft „Steaua Romana“ gegründet, die zwar in die Betriebe mehr Großzügigkeit brachte, jedoch verschiedene finanzielle Reformen durchleben mußte. Im Anfang des Jahres 1907 gab es in Rumänien 49 Rohrleitungen von insgesamt 528,8 Kilometer Länge. Am häufigsten werden zur Herstellung der Leitungen die Mannesmannrohre und daneben patentgeschweißte Rohre deutscher Herkunft aus Siemens-Martin-Flußeisen usw. verwendet. Die Hauptleitungen transportierten während 12 Monaten im Jahre 1905/6 mehr als 600 000 Tonnen Rohöl. In Deutschland entstanden im Bundesstaat Bayern die ersten Tankanlagen zur Einlagerung rumänischen Erdöls, das auf dem Donauwege nach Regensburg gelangte, im Jahre 1868. Die Anlagen wurden im Laufe der Jahre mehrmals vergrößert, so daß jetzt am Regensburger Petroleumhafen 16 Behälter verschiedener Größe stehen, die insgesamt etwa 20 000 Tonnen Öl aufzunehmen vermögen. Zur Einfuhr gelangte in den ersten Jahren hauptsächlich Leuchtöl, d. h. Lampenpetroleum — es wurde aber später von Rohbenzin, einem Abkömmling des Rohpetroleums — vollständig verdrängt und konnte erst nach Kriegsausbruch wieder Bedeutung erlangen. Die Beteiligung großer deutscher Bankinstitute an der rumänischen Petroleumindustrie bezeugte zunächst zu der Hoffnung, daß das rumänische Leuchtöl in verstärktem Maße zur Deckung des deutschen Bedarfes herangezogen werde. Allein schon bald kam die bekannte europäische Petroleum-Verkaufs-Union zustande, und damit gerieten die deutschen Institute unter die Kontrolle der Standard-Oil-Kompagnie. Die Folge war der allmähliche Rückgang und das gänzliche Aufhören der Einfuhr rumänischen Leuchtöls; man beschränkte sich auf die lohnendere Einfuhr von Rohbenzin.

Kerze und Dienstag an der französischen Front. Der in Frankreich neuerdings zu bemerkende Kerzenmangel macht sich schon lange an der Front in den Unterständen fühlbar. Dieser Mangel ist, wie „L'Odeur“ betont, von sehr schlechter Wirkung auf die Stimmung der Soldaten, die in den vorderen Linien, wo es keine elektrische Beleuchtung gibt, oft ganze Tage in völliger Dunkel in den tiefliegenden Unterständen verbringen müssen. Dabei verfügt die Heeresverwaltung in Wirklichkeit über genügend Kerzen, um alle Unterstände damit zu versorgen. Die Ursache des Übels liegt vielmehr in einem bürokratischen System, das von der französischen Parole der „Gleichheit“ weit entfernt ist. Die Kerzen werden nämlich von der Armeeverwaltung an der Front nach den Dienstgraden verteilt, so daß z. B. ein Oberleutnant zweimal so viel Kerzen erhält wie ein Leutnant, ein Hauptmann dreier biertal so viel. Was bei dieser Steigerung ein General mit einem Kerzenlager anfangt, wird nicht näher erläutert. Tatsache aber ist, daß auf diese Weise der kargenlose Feldsoldat meist auch auf eine einzige Kerze verzichten muß. Da-

rum stößt „L'Odeur“ einen dringenden Ruf nach demokratischer Verteilung der Kerzen an der Front aus, da das Dunkel in den Unterständen den Soldaten den letzten Rest von guter Laune raube, die nötig sei, um den Beschwerden des Lebens an der Front auf die Dauer Widerstand leisten zu können.

Der Postdienst mit Luftschraubenbooten in Kolumbien. Auch bei uns sind Bootskonstruktionen bekannt, bei denen die treibende Schraube nicht unter dem Wasserspiegel, sondern über demselben liegt und daher ähnlich wie bei einem Flugzeug funktioniert. Dieses Verlegen der Schraube nach oben erfolgt, wenn die Boote wegen seichten Gewässers flach gebaut werden müssen und der niedrige Wasserstand zu einem Festklemmen der gewöhnlichen Unterwasserschraube im Grund führen könnte. Infolge dieser Eigenschaft sind die Luftschraubenboote in den unregulierten, oft von Pflanzendurchzogenen tropischen Gewässern von besonderem Wert. Über eine neuartige Verwendung dieser Luftschraubenboote in der Republik Kolumbien auf dem Magdalenaström weiß der „Prometheus“ zu berichten. Der Magdalenaström ist stark verkrautet und während eines großen Teiles des Jahres kaum 70 Zentimeter tief, stellt dabei aber die einzige lange Verkehrsverbindung durch das Innere des Landes dar, da noch keine Bahn zur Küste gebaut wurde. Darum muß der Verkehr von der Hauptstadt Bogota nach dem atlantischen Hafen Baranquilla in der Hauptsache auf dem Fluß vor sich gehen. Die notwendigerweise sehr kleinen Dampfer brauchen über für die ungefähr 1000 Kilometer lange Strecke 12 Tage, weswegen die Regierung von Kolumbien schon lange bestrebt war, für den Postdienst ein schnelleres Fahrzeug in Gebrauch zu stellen. Hierfür wurde nun das Luftschraubenboot erforscht, das aus den Vereinigten Staaten bezogen wird. Dieses in seiner Art wohl einzige Postboot besteht aus einer Anzahl zylindrischer Hohlkörper, über die eine Plattform von 9 Meter Länge und 14 Meter Breite gelegt ist. Auf dieser befindet sich das Deckhaus für Passagiere, Gepäck und Post. Auf dem hinteren Teil der Plattform sind zwei sechszylindrische Motoren angebracht, die bei 1000 Umdrehungen je 50 PS leisten. Diese Motoren treiben durch eine Kettenübertragung je eine Luftschraube im Durchmesser von 2,90 Meter. Durch den geschickten Bau ist erreicht, daß das Fahrzeug auch bei voller Belastung einen Tiefgang von nicht mehr als 10 Zentimeter hat. Bei der Probefahrt erreichte das Boot über 50 Kilometer Geschwindigkeit, wodurch die Beförderungszeit für die Post von 12 Tagen auf höchstens 3 Tage herabgemindert wird.

Ist die Baumrinde essbar? Eine Anzahl lehrreicher Betrachtungen über diese schon öfter erörterte Frage findet sich in einer amerikanischen forstwirtschaftlichen Wochenschrift. Es wurde früher oft berichtet, daß verirrt Reisende sich in den Wäldern vor dem Hungertode retteten, indem sie sich von der Rinde der Bäume nährten. Die hierdurch erwirkte Meinung, daß Baumrinde nicht nur essbar, sondern auch nahrhaft genug sei, um einen Menschen am Leben zu erhalten, wurde jedoch widerlegt durch die Tatsache, daß Indianer in den amerikanischen Wäldern am Hungertode zugrunde gingen, trotzdem sie als Eingeborene mit dem Nährwert der Waldprodukte doch sicherlich im besten Bescheid wußten. In Wirklichkeit wird auch heute noch Baumrinde von den amerikanischen Indianern verzehrt, aber nicht als gewöhnliches Nahrungsmittel, sondern vielmehr als eine Art Lederbissen, der den in Amerika so beliebten Kaugummi ersetzen soll. Zu diesem Zweck gebrauchen die Indianer in den Vereinigten Staaten besonders die Rinde einzelner Tannen- und Fichtenarten, und in einzelnen Gegenden des Oregon wurden ganze Waldgebiete hierdurch beschädigt. Auch die Rinde der Ebern soll wohlschmeckend sein und solchen Genüssen dienen. Bei Pferden allerdings scheint die Rinde auch auf längere Zeitdauer als Nahrungsmittel auszureichen. Zum menschlichen Genuß jedoch eignet sich nur die dicke und weiche Schicht, die die Baumrinde im Frühjahr neu ansieht und die nur wenige Wochen hindurch verwundbar ist, da die ehbaren Teile sich sehr bald erhärten. Hierdurch werden beide oben angeführten Legenden auf ein richtiges Maß zurückgeführt. Während des amerikanischen Bürgerkrieges im Jahre 1861 sollen die Soldaten eines von der Hauptarmee abgeschnittenen Truppenteiles wochenlang von den Baumrinden im Frühjahr gelebt haben, und noch viele Jahre später konnte man an den Beschädigungen der Baumstämme den Weg erkennen, den diese Truppe genommen hatte.